

„Ich bin so frei?“

Vortrag zum VEDD Tag in Eisenach am 18.06.2016

Andreas Theurich

Liebe Diakoninnen und Diakone, liebe Schwestern und Brüder,

ich danke Ihnen und Euch für die Einladung zu diesem Impulsvortrag. Mir ist nach dem Vorgespräch mit Schwester Rackwitz-Busse noch mal bewusst geworden, dass ich mittlerweile seit 15 Jahren in der Ausbildung von Diakoninnen und Diakonen beschäftigt bin. Zunächst als Leiter des damaligen Diakonisch-Theologischen Studienseminars der Nordelbischen Kirche, dann als Dozent für Diakonie und Ethik an der Ev. Hochschule für Soziale Arbeit & Diakonie in HH am Rauhen Haus und jetzt als deren Rektor. 15 Jahre Kinder wie die Zeit vergeht.

Die Einladung zu diesem VEDD-Tag hat mich daher sehr gefreut – zumal die Vorgaben doch sehr, sehr offen waren – man könnte fast sagen, ich kann Ihnen nun zumuten, was ich will....na, ja, fast:

„Ich bin also so frei“, Ihnen ein paar Gedanken vorzutragen, nachdem Sie mich eingeladen haben zu diesem VEDD-Tag. Ich erlaube mir also, Ihnen etwas zu erzählen, was ich mir überlegt habe – „ich bin so frei!“

Aber.... Meinten Sie das bei der Wahl Ihres Mottos? Die Freiheit im Sinne der Erlaubnis, der Selbst- oder Fremderlaubnis? „Ich bin so frei, mir das und das zu erlauben....!“?

Oder eher „Ich bin **so** frei!“ – Frei also in einer bestimmten Weise, Freiheit qualitativ, in der oder der Beschaffenheit und Hinsicht bin ich frei, politisch etwa oder auch ökonomisch z. B. durch zumindest scheinbare wirtschaftliche Unabhängigkeit, frei in meinen Gedanken, Gefühlen oder gar Entscheidungen?

Oder hatten Sie gar im Sinn „Ich bin **sooo** frei!“ im Sinne von ganz und gar, emotional aufgeladen, frei von Verpflichtungen, Alltagszwängen, normativen Erwartungen, mit einem lauten Hurra auf den Lippen sich auf die Harley schwingen und dem Highway in einer Mischung aus Lonesome und Cowboy in Richtung Horizont und Sonnenuntergang folgen, ein Gefühl von Unbeschwertheit und eben Freiheit.... (Glauben Sie mir, ich weiß wovon ich rede...)

Oder – und das vermute ich – meinten Sie Freiheit in einem ganz weit gefassten ontologischen Sinne, indem Sie betonen „Ich **bin** so frei!“ – ich bin es existentiell, ich **bin** als Mensch und Person frei – höchstes Gut, Menschenrecht, anthropologische Grundgegebenheit. Zu mir gehört Freiheit, mein Sein, meine Existenz ist gekennzeichnet durch Freiheit, geschenkte, gelebte, erkämpfte und umstrittene Freiheit gleichermaßen, innere Freiheit trotz aller äußeren Zwänge, Freiheit des Denkens, des Fühlens, des Wollens.

Was bedeutet Ihnen dieser Satz als Motto eines VEDD-Tages, wenn er in diesem letzten Sinne existentiell verstanden wird? Bezogen auf die Gemeinschaften im Diakoniat also: Wir **sind** so frei!

Erstens:

Dass es sich um ein biblisches Motto handelt, haben wir ja schon eindrucksvoll im Gottesdienst gehört, haben immer wieder von verschiedenen Seiten beleuchtet, besungen und bedacht, dass Freiheit nicht nur zentral für unsere protestantische Tradition ist, sondern auch eine Basis für unser DIAKONIE-Dasein, unsere diakonische Identität und Existenz. Es ist gut, sich dessen zu besinnen! Und da wir ja alle in der Tradition Martin Luthers und der Reformatoren stehen – gerade an diesem geschichtsträchtigen Ort rund 495 Jahre, nachdem Luther hier am 02. Mai 1521 trotz Verbot kurz vor seiner Schutzhaft auf der Wartburg gepredigt hat – können wir nicht anders, als ein solches Motto vor dem Hintergrund des Paulusbriefes an die Gemeinden Galatiens und der lutherischen Theologie zu lesen. Diesen Brief sind wir natürlich gewohnt, durch die lutherische Brille auch der Rechtfertigungslehre zu lesen: also in starker Betonung der Gewissensfreiheit, der Glaubensfreiheit, der inneren Freiheit allein aus Gnade als Geschenk und von Gott zugespielte Freiheit. Und: wir lesen exegetisch aufmerksam den Textzusammenhang mit. „Es gibt nicht Jude noch Grieche, nicht Sklave noch Freier, nicht Mann noch Frau.“ (Gal. 3,28) - die Aufhebung von Ungleichheiten als Folge dieser inneren Freiheit! Erinnern wir uns nur kurz: Paulus behauptet, dass die sozialen Ungleichheiten, wie sie nun einmal in der damaligen Welt (wie in der heutigen Welt auch) nicht aufgehoben sein *sollen*, sondern aufgehoben *sind*: Und Luther verbindet diesen Aspekt in seiner berühmten Schrift 1520 „Von der Freiheit eines Christenmenschen“, indem er das vieldiskutierte Paradox formuliert: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemandem untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.“

Die christliche Freiheit ist die Freiheit *von* der (nicht moralisch verstandenen) Sünde und die Freiheit zum Gotteslob – wohlgemerkt erst als innere Haltung also als religiöse Wahrheit – und dann als ebenso kräftiges äußeres Tun der Barmherzigkeit und Liebe mit letztlich auch Folgen für unser politisches Handeln. Und Reformation, so fasst Wolfgang Huber zusammen, ist nichts anderes als die (Wieder-) Entdeckung dieser christlichen Freiheit.¹ Aber viel entscheidender ist, wie ich finde: die christliche Freiheit enthält ein selbstkritisches Moment. Freiheit nämlich auch von der eigenen Selbstbezüglichkeit und dem ihr immer innewohnenden Moment der Selbstbefreiung. Genau das meint der christliche Freiheitsgedanke nicht. Es geht um geschenkte nicht erworbene oder geleistete Freiheit, eine Freiheit, die nur und ausschließlich geschenkt werden kann und eben nicht von weltlichen Obrigkeiten, wie es dann weiter heißt, sondern von Gott – und umsonst im Sinne von bedingungslos. Gleichwohl, das wissen wir aus der Geschichte gerade an diesem Ort Georgenkirche in Eisenach, folgert aus dieser Freiheit eben auch eine politische Idee von Freiheit – und die muss manchmal erstritten werden.

Sie haben sich mit dem Motto „ich bin so frei!“ also einen Kerngedanken des reformatorischen Glaubens ausgesucht, einen *identitätsstiftenden* Gedanken – der allerdings auch historisch seine Fragen aufwirft.

¹ Vgl. hier und im Folgenden Volker Herrmann, Hrsg., *Studienbuch Diakonie 1: Biblische, historische und theologische Zugänge zur Diakonie*. 2 Bände (Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verl., 2006).

Man könnte z. B. eine konstruktivistische Brille aufsetzen, nach der wir es sind, die den Dingen ihre Bedeutung geben, die sie so oder so konstruieren. Der radikale Konstruktivismus behauptet geradezu, dass wir es sind, die die Dinge zu ihrer Existenz sprachlich und symbolisch bringen. „Situations, organizations and environment are talked into existence.“ behauptet der Organisationsforscher Karl Weick z. B. Für Organisationsformen und Strukturen von Organisationen und damit letztlich auch von DIAKONIE.² Angewendet auf unseren biblischen Zusammenhang könnte man sagen, es handelt sich um eine Ablösung der einen Wirklichkeitskonstruktion durch eine andere.³ Den Prozess können wir nachvollziehen und sogar auf uns anwenden. Wenn ich sage Konstruktion, dann meine ich, neudeutsch gesprochen so etwas wie *sensemaking*, ebenfalls ein Begriff von Karl Weick, Sinngebung also, Sinnstiftung.⁴ Eine bestimmte Wahrnehmung wird so oder so verstanden und gedeutet – sie könnte auch anders gedeutet werden. Es geht bei Paulus und dann eben auch bei Luther um einen Sinnzusammenhang, der erst mal entdeckt und dann als Wahrheit sozial bestätigt werden muss. Im Galaterbrief geht es um konstruierte Kategorien der Unterscheidung, die bei Paulus im Gegensatz zueinander stehen. Einmal die sozialen Konstruktionen von Ungleichheitskategorien in der sozialen Umwelt und zum anderen die ebenso soziale Konstruktion von Gleichheitskategorien in der Christengemeinde. Schwierig nur, dass Menschen eben damals wie heute gleichzeitig in beiden Welten leben. Was als mentales Konstrukt ganz subjektiv bei Paulus entsteht, wie er eben die Welt der Christen nach Christus sieht, erfährt *intersubjektive* Bewahrheitung in der Gemeinde dadurch, dass Menschen sich darauf verständigen, dies als wahr zu glauben und ihm eine Bedeutung zuzumessen, die durch mehr als nur die Meinung des Paulus bestätigt wird.⁵ Freiheit ist in diesem Sinne immer zu lesen als eine als Wahrheit anerkannte subjektive Freiheit, aus der – allmählich, prototypisch und experimentell – auch ein verändertes intersubjektives soziales Denken und Handeln entstehen kann.

Damals wie heute aber waren die Menschen mit dieser Wahrheit so etwas wie Pendler zwischen den Welten: sie lebten weiterhin als Sklaven oder Herren, in ihren Geschlechterrollen, in ihren religiös-kulturellen Herkunftsbezügen, man könnte auch sagen: sie lebten in zwei oder mehreren Kontexten oder Sphären, in denen die Logik der einen Sphäre nicht automatisch in einer anderen Sphäre Geltung bekam. Der mentale oder geistige Kontext konnte Freiheit denken, während sich im sozialen Kontext außerhalb diese Freiheit zwar nicht leben ließ, gleichzeitig aber doch wahr sein konnte durch ihren *Möglichkeitsgehalt*. Zum sozialen Kontext wurde Freiheit innerhalb der eigenen Gemeinschaft – zumindest als Utopie, als Leitbild und als Orientierung, mit allen Konflikten, wenn – so stelle ich es mir vor – beim Abendmahl, der reiche Herr von seinem christlichen Sklaven mit einem fröhlichen „für Dich gegeben Bruder“ umarmt wurde jenseits aller Standesgrenzen, die dann außerhalb aber wieder galten.

Der Grundgedanke, „Zur Freiheit hat uns Christus befreit! So steht nun fest und lasst Euch nicht wieder das Joch der Knechtschaft auferlegen!“, ist so etwas wie die existentielle Mitte

² Karl E. Weick, Kathleen M. Sutcliffe und David Obstfeld, „Organizing and the Process of Sensemaking.“ *Organization Science* 16, Nr. 4 (2005): 409–421, 409.

³ Vgl. Peter Lampe, *Die Wirklichkeit als Bild: Das Neue Testament als ein Grunddokument abendländischer Kultur im Lichte konstruktivistischer Epistemologie und Wissenssoziologie* (Neukirchen-Vluyn: Neukirchener, 2006).

⁴ Karl E. Weick, *Der Prozess des Organisierens*, 1. Aufl., [Nachdr.] (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2007).

⁵ Vgl. Lampe, *Die Wirklichkeit als Bild*, 113ff.

der Reformation geworden, die sich wie eine Druckwelle ausgebreitet hat und tief in unserer protestantischen Kultur verankert ist. Aus ihr erklärt sich die Wirkungsgeschichte der Reformation – allerdings auch in ihren Schattenseiten (Bauernkriege und Luthers Reaktionen darauf). Dass die Prinzipien der Reformation nicht nur historisch als eine Befreiung von der Lehrautorität des Papstes und der Kirche und in der Folge auch eine Relativierung des politischen Denkens bewirkt haben, wird man in der sich selbst als „Kirche der Freiheit“ verstehenden Ev. Kirche gerade im Jubiläumsjahr noch oft bedenken – vielleicht auch deren Ergänzungsbedürftigkeit mindestens durch Interpretationen und Aktualisierungen. Es hat sich gezeigt, dass etwa der Satz „allein das Wort – sola scriptura“ natürlich ergänzungsbedürftig ist, denn wir bringen in unser Verstehen von Texten, Begriffen, ja, Werten immer uns selbst mit ein – und zwar produktiverweise!⁶ Der Sinn der Dinge liegt darin, dass wir ihm einen gemeinsamen Sinn zu geben imstande sind, durch Deutungen, durch Kommunikationen, durch Verständigung. Und auch so ein Begriff wie Freiheit hat seine Voraussetzungen, seine Verstehensbedingungen – die Welt und wir spielen eben mit, wenn wir sie begreifen wollen! Und damit spielen auch die verschiedenen Kontexte mit, in denen wir heute wie damals leben. Aus ihnen, unseren Umwelten, werden die Bedeutungen solcher Begriffe und Sätze, die für uns identitätsleitend sind, geschöpft – und deshalb verändern Sie sich auch, weil sich unsere Umwelt verändert und wir mit ihr.

Ein zweiter Gedanke:

Das Leben in verschiedenen Kontexten und die daraus entstehenden Spannungen betrifft uns heute m. E. ebenso stark, wenn nicht weitaus stärker. Die Gesellschaft ist ausdifferenziert wie nie zuvor, pluralistische Lebensbedingungen, Lebenswelten und Lebensmöglichkeiten und Vergemeinschaftungsformen heißen auf der einen Seite Vielfalt und Wahl, Freiheit, das eigene Leben leben zu können, auf der anderen Seite aber auch es als riskantes Leben leben und vor allem auch verantworten zu *müssen*.⁷ Und dabei leben wir in unterschiedlichsten Bezügen, in denen wir jeweils neu ordnen müssen, wer wir sind und was das bedeutet in einer anderen Bezüglichkeit. Ich bin eben als Einzelne diakonische Schwester, aber zugleich Teamleiterin einer Wohngruppe der Sozialpsychiatrie mit wechselnden Rollen gegenüber Adressaten und Mitarbeitenden, ich bin vielleicht zugleich Mutter von zwei kleinen Kindern, Ehefrau, ehrenamtlich engagiertes Mitglied im Kirchengemeinderat, Mitglied im Tennisverein usf. Oder ich bin eben nicht nur Bruder und Mitglied im Ältestenrat meiner Gemeinschaft, zugleich Pflegediakon in einem Krankenhaus eines Diakonieunternehmens, sondern lebe außerdem in einer langjährigen homosexuellen Beziehung, habe einen afrikanischen Sohn adoptiert und engagiere mich politisch im CDU-Ortsverband.... usw., usw..... Was heißt für mich diakonische Identität, um die es ja so oft geht in diesen durchaus wechselnden und z. T. auch widersprüchlichen Bezügen und Rollen, in denen mit den Rollen auch die Ansprüche wechseln, die Anforderungen und allerdings auch die Freiheitsgrade?

⁶ Vgl. dazu Matthias Kroeger im Deutschlandfunk, „Tag für Tag“ am 03.06.2015. Online: http://www.deutschlandfunk.de/glauben-im-wandel-wir-haben-keinen-mangel-an-werten-in.886.de.html?dram:article_id=321575 zuletzt geprüft am 17.06.2016

⁷ Vgl. Ulrich Beck, Ulf Erdmann Ziegler und Timm Rautert, *Eigenes Leben: Ausflüge in die unbekannte Gesellschaft, in der wir leben* (München: Beck, 1997).

Worum es mir geht, ist nicht, solche unterschiedlichsten Lebenskonstruktionen zu beschreiben, sondern die Frage der Freiheit mit der Frage unserer Identität *und* Kollektivität zu verbinden. Was bedeutet „Ich bin so frei!“ wenn dieses Switchen zwischen den Welten, die sich nicht gerade leicht vereinbaren lassen, unabdingbar zu unserem Leben dazugehört, wenn wir also gleichsam immer in den unterschiedlichen Kontexten und Rollen, in denen wir uns bewegen auch innerlich hin- und herpendeln müssen und unsere mentale Welt z. B. der Werte eben verbunden werden muss mit dem teilweise ganz anderen Kontext unserer sozialen Welt oder doch eines Teiles von ihr? Wir bewegen uns nicht nur in unterschiedlichen Kontexten, sondern damit verbunden auch in unterschiedlichen Mitgliedschaften, Gemeinschaften, sozialen Bezügen, in denen wir Freiheit wie jeden anderen Begriff je neu zu deklinieren haben, weil ja auch die Rollenanforderungen sich jeweils deutlich unterscheiden.. In Folge der Reformation, des Liberalismus und der Aufklärung wird Freiheit vor allem im Sinne individueller Freiheitsrechte und -möglichkeiten verstanden, die das politische Gemeinwesen zu realisieren und zu sichern hat im Sinne von Teilhabe und Inklusion etwa. Diese Freiheit hat sicher eine ihrer Quellen in der biblisch begründeten und durch die Reformation besonders durchgesetzten Idee von Freiheit als einer Haltung gegenüber Gott und den Menschen inklusive meiner selbst. Freiheit also als Identitätsmerkmal des Einzelnen, der Kirche und ihrer Gemeinden und des politischen Gemeinwesens.

Aber was meinen wir in diesem Zusammenhang als VEDD, als Dachverband der Gemeinschaften im Diakoniat also, wenn wir von Freiheit als Identitätsmerkmal sprechen? Wenn gilt, was der schwedische Organisationsforscher Nils Brunsson über Dachverbände und sog. Meta-Organisationen aussagt, dass sie sich nämlich gerade dadurch auszeichnen, dass sie eigentlich nicht sagen können, wer sie sind, weil ihre Mitglieder eben in sich wiederum völlig heterogene und selbständige Organisationen oder Gemeinschaften sind, dann ist ein identitätsstiftendes Motto mit einem so komplexen Begriff wie Freiheit ehrlich gesagt schon ein gewisses Wagnis.⁸

Drittens:

Fragen wir also weiter nach dem großen Begriff des Mottos selbst, bevor sich sagen lässt, was er vielleicht nicht nur für die einzelne Schwester oder den einzelnen Bruder in seiner Pendelbewegung sondern eben auch für die Gemeinschaften und den Verband der Gemeinschaften bedeuten kann: Freiheit! Was meinen wir damit, wenn wir als diakonischer Dachverband bzw. als Gemeinschaft(en) davon reden?

Freiheit und Gemeinschaft sind eng miteinander verbundenen Begriffe – nicht nur im Christentum sondern z. B. auch im Sozialismus, zumindest in seinen Ursprungsideen. Der Sozialphilosoph Axel Honneth mit Lehrstühlen in Frankfurt und New York hat im letzten Jahr eine spannende Neuinterpretation mit dem Titel „Die Idee des Sozialismus“ veröffentlicht, die für mich mindestens zwei wichtige Gedanken für heute bereitstellt.⁹ Zum einen stellt er die

⁸ Vgl. Göran Ahrne und Nils Brunsson, *Meta-Organizations* (Cheltenham, Glos, UK, Northampton, MA: Edward Elgar, 2008).; Peter Eberl, Ariane Jäckel und Christopher Klug, „„Sensemaking“-Prozesse von Meta-Organisationen am Beispiel eines diakonischen Landesverbandes.“ in *Organisation und Umwelt*, hrsg. von Peter Conrad und Jörg Sydow, 1–39, Managementforschung 21 (Wiesbaden: Gabler Verlag / Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, Wiesbaden, 2011).

⁹ Axel Honneth, *Die Idee des Sozialismus: Versuch einer Aktualisierung* (Berlin: Suhrkamp, 2015).

Verstehensbedingungen und Kontexte des Sozialismus, aus denen sich bestimmte Grundannahmen verdichtet haben, in Frage. Und dazu gehört als zweites ein Verschlussensein gegenüber einer offenen Zukunft als Möglichkeitsraum, weil das Voranschreiten der Weltgeschichte über bestimmte Stadien als zwingend notwendig gesehen wurde. Dennoch entdeckt er in den Grundideen des Sozialismus einige wesentliche schützenswerte Aspekte. Er schreibt:

„Sie [die Gemeinschaft] soll nämlich nicht nur gemeinsam geteilte Wertüberzeugungen und einen gewissen Grad der Identifikation mit den Gruppenzielen beinhalten, sondern vor allem auch ein wechselseitiges Entstehen der Gruppenmitglieder füreinander und eine Anteilnahme am jeweils anderen - in der Idee, dass sich hier die Zwecke nicht nur überlappen, sondern intersubjektiv ineinandergreifen sollen, so dass man nicht nur miteinander, sondern eben auch für einander tätig ist (...). Soziale Freiheit heißt dann, an der sozialen Praxis einer Gemeinschaft teilzunehmen, in der die Mitglieder sich untereinander so viel Anteilnahme entgegenbringen, dass sie sich um des jeweils anderen willen wechselseitig zur Verwirklichung ihrer begründeten Bedürfnisse verhelfen.“¹⁰

Freiheit in Gemeinschaft und Beziehung also wäre eine solidarische Freiheit „um zu“, weniger eine Freiheit, der eine Befreiung von etwas zwingend vorangeht, sondern eine Freiheit, die Befreiung zu etwas meint. Wir sind es ehr gewöhnt, Freiheit zu denken als eine Freiheit, meine Lebensziele und Möglichkeiten so zu realisieren, wie ich das will und dieses Recht auch geschützt zu wissen, gleichzeitig seine Grenzen darin anzuerkennen, dass auch jedem anderen Menschen diese Freiheit zukommt. Wir sind es gewöhnt, Freiheit zu denken als den Ausbau von individuellen Möglichkeiten, die Erweiterung von Spielräumen, als Voranschreiten zu neuen Horizonten möglichst ungehindert durch eine Vielzahl von Zwängen. Weniger entwickelt ist eine Sicht von Freiheit, die sich nicht als *Entgrenzung* sondern auch als *Begrenzung* versteht. So sind Vergemeinschaftungsformen, Lebensformen, in denen ich mich in Bindungen begeben, immer auch eine Form von Eingrenzung und Verzicht – eben individueller Verwirklichungsfreiheiten – und zugleich eine Form der Befreiung zu etwas Neuem. Jegliche Art der Bindung bedeutet Begrenzung und Entgrenzung zugleich, Zumutung und Verheißung gleichermaßen und so verwundert es nicht, dass Honneth wie übrigens auch Marx Freiheit und Liebe, Anerkennung eng nebeneinander stellt. Für Solidargemeinschaften ganz im Sinne Honneths – und als solche möchte ich Sie jetzt mal verstehen – ergibt sich nun die Frage, Freiheit *wozu* eigentlich? Sein zu können, wer ich sein will? Besser vielleicht: Freiheit, werden zu können, wer ich sein will? Weiß ein Verband, wer er ist, sein oder werden will? Weiß er das mehr als nur durch die Aufsummierung der Meinungen und Interessen seiner Mitglieder? Was will der VEDD sein?

Ein *Diskursraum* vielleicht? Ein Ort der gemeinschaftlichen Willensbildung für die diakonische Idee? Ein *Kraftraum* – nicht im athletischen sondern im energetischen Sinn – als Ort der Kompetenzerweiterung, der Stärkung im Blick auf gemeinsame Ziele? Ein *spiritueller Raum* – zumindest temporär, weil sie sich ja auch nicht so häufig als Ganzes treffen (über 30 Jahre!) im Sinne der Entsubjektivierung meiner Lebens- und Glaubensvollzüge in einem größeren Ganzen? Oder vielleicht ein *Experimentierraum* für Entwürfe zukünftiger gesellschaftlicher

¹⁰ Ebd., 46.

und damit auch diakonisch-kirchlicher Möglichkeiten? Oder alles gleichzeitig bzw. mal so und mal so?

Ehrlich gesagt bin ich mir nicht so sicher, ob man Identitätsaussagen in diesem Sinne für einen Verband und eine Gemeinschaft überhaupt treffen kann und sollte und ob man nicht lieber über das Tun Identität herstellen sollte – *doing identity* müsste es dann wohl heißen in Anlehnung an *doing gender* oder eben *doing freedom*.

Ich kenne einige Gemeinschaften und auch den VEDD nunmehr seit ziemlich genau 15 Jahren – allerdings aus der Sicht eines Nachwuchslieferanten, nämlich der Ausbildungsseite. Ich habe die Entstehung der Kompetenzmatrix für den diakonischen Beruf miterlebt und in Teilen mitgestalten dürfen. Die Entwicklung eines theologisch gefüllten Kompetenzbegriffs wird aktuell gerade in Weiterführung der sog. ad-hoc-Kommission als gemischte Fachkommission auf EKD-Ebene vorgebracht, die Gemeinschaften wirken dabei natürlich mit. Bei allem, was ich übersehen kann, spielt so ein Motto, wie sie es für hier und heute gewählt haben, keine besonders ausgeprägte und explizite Rolle in den Überlegungen zur Weiterentwicklung der eigenen Beruflichkeit – wenn, dann doch eher auf der Ebene des immer etwas unscharfen Begriffs der *Haltung*, aus der dann auch Handlungen folgern sollen, die dann aber durchaus sehr unterschiedlich sein können. Die Freiheit etwa, die eigenen Handlungsprämissen, Grundsätze, ethische Prinzipien autonom zu formulieren und in einem spezifischen Handlungsfeld professionell anzuwenden, scheint gerade nicht zu den Freiheiten des Verbandes zu gehören, sondern ist doch weitgehend landeskirchlich geregelt. Man hat sich darauf verständigt, Diakone und Diakoninnen als beauftragte Agenten zu verstehen, die innerlich und äußerlich befreit (und hoffentlich kompetent) das Evangelium kommunizieren können und dürfen und dies in verschiedenen Formen und Ausprägungen in unterschiedlichsten Handlungsfeldern. So hat sich die EKD in den Empfehlungen für die Perspektiven der diakonisch-gemeindepädagogischen Ausbildung und Berufsprofile in 2014 eine Formulierung zu eigen gemacht, die schon auf die Kompetenzmatrix in ihren Anfängen 2004 zurückgeht.¹¹ Die Freiheit diakonischer Berufe, so könnte man daran angelehnt formulieren, liegt darin, das Evangelium in den Modi des Bildens, des Unterstützens, des Verkündigens – und wenn man mit Annette Noller will¹² – auch des Leitens zu kommunizieren. Diese Begriffe füllen und übersetzen den alten Begriff des Dienens bzw. interpretieren ihn. Substantiell ist das allerdings noch immer kaum gefüllt – denn das Evangelium will eben immer wieder neu verstanden, interpretiert und als Orientierung angewendet werden in eben jenen schon erwähnten pluralen Lebenswelten, in denen alle möglichen Kommunikationen und Interpretationen miteinander streiten. Deshalb kommen wir wahrscheinlich nicht umher, die Idee, auf die hin das Evangelium kommuniziert wird, das *um zu*, von dem ich vorhin sprach, gemeinsam zu fassen und zu formulieren, wie das in Gemeinschaft gehen kann. Wir können m. E. den Freiheitsbegriff nicht engführen auf die eigene Identität hin, sondern müssen uns wieder mehr mit dem beschäftigen, *woraufhin* wir eigentlich arbeiten, was das eigentlich soll, worin das gemein-

¹¹ Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland, Hrsg., *Perspektiven für diakonisch-gemeindepädagogische Ausbildungs- und Berufsprofile: Tätigkeiten - Kompetenzmodell - Studium*. EKD-Texte 118 (Hannover, 2014).

¹² Vgl. Annette Noller, *Diakonat und Kirchenreform: Empirische, historische und ekklesiologische dimensionen ... einer diakonischen kirche* (Stuttgart: Kohlhammer Verlag, 2016), 414.

schaftliche Ziel liegen könnte und dabei natürlich auch, aus welcher gemeinsamen Quelle wir schöpfen.

Axel Honneth beschreibt in einem Interview (ebenfalls 2015) eine kritische Sicht auf die Wohlfahrtsverbände, die ich so nicht vollständig teile, die aber doch zumindest des Nachdenkens wert ist und die man auf die diakonischen Gemeinschaften anwenden könnte:

Auch von Wohlfahrtsverbänden geht, wenn ich es richtig beobachte, eher die Botschaft der Reparatur aus als die der Veränderung. Sie scheinen sich heute eher darauf zu konzentrieren, sehr wahrscheinlich mit guten Gründen, das Schlimmste zu verhindern. Sprich: den sozialen Absturz zu verhindern, die minimale Wohlfahrt zu garantieren, die Solidarität nach unten irgendwie sicherzustellen. Sie scheinen jedoch nicht in der Lage, das Ganze nach vorne zu öffnen. Auch da scheinen mir utopische Energien nicht mehr lebendig und präsent zu sein. Man hofft also auf den Funken. Aber wo er her kommt, ist schwer zu sagen.¹³

Ich frage mich, ob das auch auf größere Verbände zutrifft, auf Gemeinschaften, auf Organisationen? Sicher ist: Jede Organisationen, jedes Unternehmen, jede Institution und wohl auch jeder Verband muss einen Großteil seiner Energie und Ressourcen darauf verwenden, sich selbst am Leben zu erhalten – und dann mag es sein, dass immer wieder die Frage nach der je eigenen Identität gestellt wird. Wenn das aber zu oft geschieht und sich im Kreise dreht, dann führt es in Teilen dazu, dass die Entwicklung von Ideen gesellschaftlich tragfähiger Zukunftsmodelle gerade nicht floriert, sondern das man in einer Art Kreislauf um sich selbst erlahmt.

Die Entwicklung tragfähiger Zukunftsmodelle ist nicht nur eine große politische Aufgabe, sondern bezieht sich auch auf kleinere Formen des Zusammenlebens und -arbeitens. Wenn stimmt, dass eine der zentralen Wahrheiten des Evangeliums eine von Gott geschenkte, garantierte und verheißene Freiheit ist, die allen Menschen gilt, dann fragt man sich schon, warum dieses – ich nenne es jetzt mal religiöse Wissen – in Entscheidungsprozessen, in sozialpolitischen Argumentationsketten, in Zielsetzungen des *um zu* so wenig argumentativ und kommunikativ stark gemacht wird.¹⁴ Es scheint fast, als wären religiös begründete Zukunftsmodelle zumindest in unserer säkularen Gesellschaft, die ja doch zunehmend eine durch ökonomische Kategorien gedachte und konstruierte Welt ist, kaum mehr kommunizierbar.¹⁵ Wie anders ließe es sich erklären, dass auch die Statements von den Dachverbänden der Diakonie und Caritas oft eher sozialpolitisch argumentieren (müssen), um sich Gehör zu verschaffen, kaum aber religiöse Argumentationsmuster oder Wissensbestände nutzen (außer in Präambeln), um Zukunftsvisionen zu beschreiben. Dabei ist eine der biblisch-diakonischen Begründungsmuster durchaus geeignet, gesellschaftliche Visionen gemeinsam

¹³ Peter Kuleša, „Für eine Vision sozialen Fortschritts: Interview mit Axel Honneth.“ *Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit*, Nr. 5 (2015): 320–328, 328.

¹⁴ Vgl. Andreas Theurich, Religiöses Wissen in diakonischen Unternehmenskulturen. i. E.

¹⁵ Vgl. Hubert Knoblauch und Bernd Schnettler, „Prophetie und Prognose: Zur Konstitution und Kommunikation von Zukunftswissen.“ in *Gegenwärtige Zukünfte: Interpretative Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Diagnose und Prognose*, hrsg. von Ronald Hitzler und Michaela Pfadenhauer, 23–42 (Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss., 2005), 38f.

mit anderen durchzuspielen: Wer wir sind, entscheidet sich nicht daran, wo wir herkommen, sondern wer wir für andere werden als deren Möglichkeiten!

Dieses – „für andere werden“ als deren Möglichkeiten verstehe ich als den Kern diakonischer Freiheit!

Möglichwerden, ermöglichen, meint mit einem Wort des niederländischen Theologen Christian Hermans und in Anlehnung an Charles Sanders Peirce:

„Possibilising demands that church leaders [und Diakoninnen und Diakone – Anm. D. Verf.] become guardians of the future instead of guardians of the past!“¹⁶

„Ich bin so frei“ in diesem Sinne hieße also, in Freiheit Zukunftsentwürfe zu spinnen, die gerade nicht nur auf vergemeinschaftete Gruppensolidarität setzen, sondern in einem echten Besorgtsein um gemeinsame Zukunft, die Energie darauf zu legen, wie neue Lebens- und Gemeinschaftsformen, ja Wirtschaftsformen gefunden, geteilt und ausprobiert werden können. Das Spinnen solcher Zukunftsentwürfe kann man sich auch als Kommunikation sog. *dichter Beschreibungen des Möglichen* vorstellen, ein Begriff, den der Kulturforscher Clifford Geertz zwar zur Beschreibung der dicht gesponnenen Bedeutungsgewebe von Kulturen verwendet, der sich aber m. E. auch auf Zukunft anwenden ließe. Die Idee dahinter lautet: das Universum ist in einem gesellschaftlichen Sinne noch im Werden begriffen und eine *possibility*, eine Möglichkeit, ist etwas dazwischen, zwischen Unmöglichkeit und Notwendigkeit, etwas, das sein könnte – aber nicht sein muss, ein Möglichkeitsraum eben, den wir füllen können oder auch nicht. Die Freiheit dazu haben wir tatsächlich – auch als Verband diakonischer Gemeinschaften, wenn diese ihre Energie weniger auf das eigene berufliche oder institutionelle Fortbestehen konzentrieren und somit auf Gegenwart und Vergangenheit fokussieren,, sondern auf Ideen der Ermöglichung von Zukunft, die entstehen will.

Ich meine dies jetzt übrigens eher als Provokation, nicht als Ist-Beschreibung der Wirklichkeit des VEDD!

Viertens und letztens:

Wie ist es denn nun mit einer solchen Freiheit?! In gewisser Weise verkaufe ich Ihnen mit diesem Gedanken natürlich eine Mogelpackung. Die schöne geschenkte Freiheit *zu etwas* löst sich gleich wieder auf in eine Verpflichtung, für dieses *wozu* auch noch aktiv werden zu müssen. Reale und konkrete Utopien des gesellschaftlichen Lebens gestalten – das klingt schon nach einer ziemlichen Herausforderung. Aber ich fürchte, billiger kriegen wir den Gedanken der Freiheit nicht. Die Zielrichtung religiösen Wissens in unserer Tradition liegt darin, unmögliche Möglichkeiten zu denken und sich zu ihnen dann letztlich auch zu verhalten. Man kann das als eine Haltung der *kreativen Passivität* beschreiben, wie es der Religionsphilosoph Ingolf Dalferth getan hat.¹⁷ Was wir sind, entscheidet sich nicht an dem, was wir aus uns machen, sondern an dem, was uns gegeben wird im Möglichkeitshorizont von Gottes Wirklichkeit. Klingt ziemlich abstrakt protestantisch und ist irgendwie auch weit weg von der

¹⁶ Christian Hermans, „Towards a "U-Turn" by the Churches: How (Not) to Possibilise the Future.“ *Religion & Theology* 19, 237-264 (2012), 261.

¹⁷ Ingolf U. Dalferth, *Umsonst: Eine Erinnerung an die kreative Passivität des Menschen* (Tübingen: Mohr Siebeck, 2011).

Wirklichkeit z. B. eines diakonischen Unternehmens oder auch einer Diakonatsgemeinschaft, oder?!

Aber das Wort von der *kreativen Passivität* entspricht doch ziemlich genau dem der inneren Freiheit *zu* etwas, meine ich. Es bedeutet allerdings – und dazu können natürlich solche Tage der Selbstvergewisserung dienen – allmählich Stück für Stück hinunterzuwandern wie auf einer Abwärtsbewegung eines **U**, zunächst innezuhalten, die eigene Wahrnehmung und Deutung, unsere Seh- und Hörgewohnheiten zu hinterfragen, einen gemeinsamen Wahrnehmungskörper herzustellen, der eben nicht aus dem Downloading des schon immer Bekannten besteht, hinzuspüren, wie der Erfinder dieses Prozesses, Claus Otto Scharmer, das in seiner Theorie *U* nennt, hinspüren, sensing, Ausrichtung auf das, was entstehen will, Zukunft schon jetzt und noch nicht – das kommt uns doch bekannt vor.¹⁸ Das Entscheidende aber – und das wissen wir ebenfalls als Weisheit der Religionen mindestens in ihren mystischen Wurzeln – ist das Loslassen, das gerade nicht Aktive sondern eben Passive, die geöffnete Hand, statt der typisch diakonischen immer schnell zupackenden – so wichtig diese auch ist. Und wenn es gelingt, den Moment auszuhalten, in dem man erst mal gar nicht weiß, was als nächstes zu tun ist, wohl aber weiß, dass man das auch gar nicht immer muss, dann kann und wird so etwas wie Kreativität aus der Passivität entstehen. Vielleicht bis hin zu neuen Formen vernetzten Gemeinschaftsdenkens, neuen Zukunftsentwürfen, die die Gesellschaft insgesamt und mit ihr die Kirche so dringend brauchen. In der eben erwähnten *Theorie U* von Scharmer, die ich trotz einiger theoretischer Schwächen und Redundanzen wirklich faszinierend finde, kommt erst nach der Stille, dem Scheitelpunkt des **U**, an dem wir uns gegenwärtig machen mit den Quellen, aus denen wir schöpfen und leben, die wir uns mitteilen, uns erzählen das allmähliche Vergegenwärtigen einer bereits im Entstehen begriffenen Zukunft. Die Aufmerksamkeit wandert hin zu den uns umgebenden sozialen Feldern, von denen wir ein Teil sind.

Der schon erwähnte Axel Honneth schlägt vor, eben die Formen gelingender Freiheitsmodelle zu lokalisieren, die es bereits gibt, in zivilgesellschaftlichen Bewegungen z. B. und sich daran anzuschließen.¹⁹ Bezogen auf die Sozialistische Idee bei ihm eben in größtmöglicher Offenheit und einem Loslassen von zeitbedingten Prämissen. Das Kristallisieren neuer Entwürfe, das Experimentieren mit neuen Lebens- und Sorgeformen z. B., die Herausbildung von Prototypen, die nicht gleich den Anspruch haben, neben 148-mails-checken auch noch die Welt zu retten....das kommt religiös gesprochen jedoch erst nach dem Innehalten, dem Hinspüren, der Vergegenwärtigung. Das *um zu* entsteht daraus sozusagen umsonst im Sinne von unbedingt, denn wir müssen es nicht, wir dürfen und sollen es zugleich – und das geht nur in Gemeinschaft.

„Ich bin so frei!“ – Vielen Dank!

¹⁸ Claus Otto Scharmer, *Theorie U: Von der Zukunft her führen* (Heidelberg: Carl-Auer-Verl., 2009); Claus Otto Scharmer und Katrin Käufer, *Von der Zukunft her führen: Von der Egosystem- zur Ökosystem-Wirtschaft ; Theorie U in der Praxis*, 1. Aufl. (Heidelberg: Auer, 2014).

¹⁹ Honneth, *Die Idee des Sozialismus*, 116.

Literaturverzeichnis

- Ahrne, Göran und Nils Brunsson, *Meta-Organizations*. Cheltenham, Glos, UK, Northampton, MA: Edward Elgar, 2008.
- Beck, Ulrich, Ulf Erdmann Ziegler und Timm Rautert, *Eigenes Leben: Ausflüge in die unbekannte Gesellschaft, in der wir leben*. München: Beck, 1997.
- Conrad, Peter und Jörg Sydow, Hrsg., *Organisation und Umwelt*. Managementforschung 21. Wiesbaden: Gabler Verlag / Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, Wiesbaden, 2011.
- Dalferth, Ingolf U., *Umsonst: Eine Erinnerung an die kreative Passivität des Menschen*. Tübingen: Mohr Siebeck, 2011.
- Eberl, Peter, Ariane Jäckel und Christopher Klug, „Sensemaking“-Prozesse von Meta-Organisationen am Beispiel eines diakonischen Landesverbandes.“ in *Organisation und Umwelt*, hrsg. von Peter Conrad und Jörg Sydow, 1–39, Managementforschung 21. Wiesbaden: Gabler Verlag / Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, Wiesbaden, 2011.
- Hermans, Christian, „Towards a "U-Turn" by the Churches: How (Not) to Possibilise the Future.“ *Religion & Theology* 19, 237-264 (2012).
- Herrmann, Volker, Hrsg., *Studienbuch Diakonie 1: Biblische, historische und theologische Zugänge zur Diakonie*. 2 Bände. Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verl., 2006.
- Hitzler, Ronald und Michaela Pfadenhauer, Hrsg., *Gegenwärtige Zukünfte: Interpretative Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Diagnose und Prognose*. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss., 2005.
- Honneth, Axel, *Die Idee des Sozialismus: Versuch einer Aktualisierung*. Berlin: Suhrkamp, 2015.
- Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland, Hrsg., *Perspektiven für diakonisch-gemeindepädagogische Ausbildungs- und Berufsprofile: Tätigkeiten - Kompetenzmodell - Studium*. EKD-Texte 118. Hannover, 2014.
- Knoblauch, Hubert und Bernd Schnettler, „Prophetie und Prognose: Zur Konstitution und Kommunikation von Zukunftswissen.“ in *Gegenwärtige Zukünfte: Interpretative Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Diagnose und Prognose*, hrsg. von Ronald Hitzler und Michaela Pfadenhauer, 23–42. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss., 2005.
- Kuleba, Peter, „Für eine Vision sozialen Fortschritts: Interview mit Axel Honneth.“ *Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit*, Nr. 5 (2015): 320–328.
- Lampe, Peter, *Die Wirklichkeit als Bild: Das Neue Testament als ein Grunddokument abendländischer Kultur im Lichte konstruktivistischer Epistemologie und Wissenssoziologie*. Neukirchen-Vluyn: Neukirchener, 2006.
- Noller, Annette, *Diakonat und Kirchenreform: Empirische, historische und ekklesiologische dimensionen ... einer diakonischen kirche*. Stuttgart: Kohlhammer Verlag, 2016.
- Scharmer, Claus Otto, *Theorie U: Von der Zukunft her führen*. Heidelberg: Carl-Auer-Verl., 2009.
- Scharmer, Claus Otto und Katrin Käufer, *Von der Zukunft her führen: Von der Egosystem- zur Ökosystem-Wirtschaft ; Theorie U in der Praxis*, 1. Aufl. Heidelberg: Auer, 2014.
- Weick, Karl E., *Der Prozess des Organisierens*, 1. Aufl., [Nachdr.]. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2007.
- Weick, Karl E., Kathleen M. Sutcliffe und David Obstfeld, „Organizing and the Process of Sensemaking.“ *Organization Science* 16, Nr. 4 (2005): 409–421.